

## Cesarine.

(Nachdruck verboten.)

2 Von Jean Richépin. Uebersetzt von G. L.

Inzwischen hielt er mit seiner starken Brust die Thür der Bauernhütte besetzt, in der wir angelangt waren. Und als andere uns folgen wollten, wies er sie, seinen Eberkopf schüttelnd, zurück:

„Weiter! weiter!“ schrie er. „Hier ist alles besetzt!“

Als er dann bei einem raschen Blick zurück gesehen hatte, daß der Gardist und ich uns auf das Bett geworfen hatten, sprang er mit einem Satz ebenfalls auf das Bett, um sich zu uns zu legen. Ein Duzend Männer drängten sich dann durch die Thür, und im Augenblick warfen sie sich auf den nackten Boden, um zu schlafen; oder vielmehr sie ließen sich fallen, wie zum Tode erschöpfte Thiere. Niemand dachte auch nur daran, ob noch glühende Kohlen auf dem Herde seien. Wozu auch? Womit hätte man auch das Feuer unterhalten sollen? Nicht ein Möbelstück war mehr in dieser Stube, wo man offenbar am Tage vorher alles verbrannt hatte, alles, bis auf das Holz des Bettes, und selbst das Stroh. Das Bett bestand nur noch aus einer wollenen Matratze und einer Federdecke, die man nicht verbrennen konnte.

Aber diese Matratze und dieses Federbett, welche Wonne! Keine Laken, keine Zudecken, kein Kissen! Was that das! Ein Bett; das war endlich ein Bett! Oh, wie schien es mir weich und mollig! Wie warm ich es hatte zwischen meinen beiden Kameraden! Wie tief wollte ich schlafen! Der Gardist war schon in seine Grube eingesunken und schnarchte. Der Kapitän, ganz dicht gegen mich geschmiegt wie ein Jagdhund, begann bereits mit seinen regelmäßigen und ruhigen Athemzügen auf meine Haare zu blasen. Die Kameraden auf der Erde lagen unbeweglich da wie Tode. Noch einen Augenblick, und ich würde wie sie überglücklich sein. Aber warum wartete ich denn noch? Warum über ihr Glück nachdenken, anstatt es zu theilen? Seltsam, ich war jetzt vollständig wach. Vielleicht hatte ich beim Marschiren eine zu große Abschlagszahlung auf den Schlaf genommen; oder das Uebermaß von Schmerzen und Ermüdung hatten vorher meine Nerven so überreizt, daß sie nicht zur Ruhe kamen; oder das unmeßbare Wohlbehagen des gegenwärtigen Zustandes berauschte mich; was weiß ich; nur so viel war sicher, daß ich keine Lust mehr hatte, zu schlafen. Ein Brüdern überließ meine Haut; ein Krampf durchzuckte meine Glieder. Und das war gleichzeitig ein Unbehagen und ein köstliches Vergnügen. Ich gab mich ganz diesem Wohlgefühl hin. Meine Gedanken waren auf einmal wieder ganz klar und beweglich geworden, und ich analysirte neugierig die Ursachen und die Wirkungen. Ich zermarterte mir den Kopf, um in dem Labyrinth der wirren Eindrücke, die während der letzten vierundzwanzig Stunden auf mich eingewirkt hatten, den verlorenen Faden des Bewußtseins wieder zu finden. So erinnerte ich mich, plötzlich bei ganz hellem Bewußtsein, wie der Kapitän gut zu mir gewesen war, und daß ich ihm nicht einmal gedankt hatte; und ich wurde von dem unwiderstehlichen, krankhaften Bedürfniß beherrscht, ihm meine Erkenntlichkeit auszudrücken.

„Kapitän,“ sagte ich, indem ich ihn kräftig an der Schulter schüttelte.

„Nun? Was?“ murmelte er, zuerst mit erschreckten Augen, dann mit wüthender Miene.

Ich begriff nicht, daß er wüthend war, weil ich ihn geweckt hatte, und ganz veressen auf meine Idee, erwiderte ich:

„Sie zürnen mir, nicht wahr? O, ich setze es wohl. Und Sie haben dem Anschein nach auch Grund dazu. Sie halten mich für undankbar. Aber ich schwöre Ihnen, daß Sie sich täuschen. Ich werde niemals das vergessen, was Sie für mich gethan haben.“

Er unterbrach mich mit einem Rippenstoß und schrie mir wie ein Kommando direkt ins Gesicht:

„Schlaf!“

Und er schloß die Augen.

Ich war offenkundig im Fieber, ich war in einer Art willenloser und bewußtloser Trunkenheit. Ich begann hartnäckig von neuem:

„Ich muß doch wissen, wem ich mein Leben verdanke.“

Sagen Sie mir wenigstens Ihren Namen, Kapitän; bitte, Ihren Namen!“

Er sah mich mit wilder Miene an. Man hätte glauben können, daß er sich zum Sprunge vorbereitete, um mir an die Kehle zu fahren.

„Donnerwetter, lassen Sie mich doch in Frieden!“

Dann, plötzlich vom Schlaf besiegt, wandte er mir den Rücken und fügte mit einer Stimme, wie aus dem Schlafe, hinzu:

„Koncieux, Koncieux . . . mit einem z.“

Mechanisch wiederholte ich:

„Mit einem z, Koncieux.“

Plötzlich schien es mir, als ob ein elektrischer Schlag mein Gehirn durchzuckte, und ich schrie ganz laut:

„Aber dann sind Sie ja Paul's Vater!“

„Ruhe! Ruhe!“ brüllten zwei oder drei, die auf der Erde lagen und die ich aus dem Schlafe geweckt hatte.

Der eine richtete sich sogar von seinem Platze in die Höhe, reckte seine verwundete, mit einem blutigen Lappen umwickelte Faust gegen mich und schrie mir zwischen den zusammengepreßten Zähnen mit einem wilden Ausdruck des Hasses entgegen:

„Kanaille, raus!“

Von Gewissensbissen bekränkt, wagte ich kaum mehr zu athmen und verbarg mich zwischen den beiden breiten Rücken meiner Gefährten. Nun da lag ich denn stumm und unbeweglich; mir war, als liefen Ameisen und stachelige Grindlinge an meinen Gliedern entlang und zu gleicher Zeit fühlte ich mich durch die wollstige Wärme der Federn so wonnig ermattet; endlich sank mein Körper in Schlaf, während in meinen Gedanken eine ganze Welt von Erinnerungen aufstieg, die der Name Koncieux geweckt hatte.

Erinnerungen? Nein, vielmehr Halluzinationen. Nichts anderes; denn ich träumte nicht, obwohl ich die Augen geschlossen hielt. Die Wesen und die Gegenstände erschienen mir ganz deutlich, ganz gegenwärtig. Und das waren nicht die panoramartig neben einander liegenden Augenblicksbilder des Traumes, sondern die genauen und aufeinanderfolgenden Details der Wirklichkeit, die mir selbst die unbedeutendsten Thatsachen und die wenigst bemerkenswerthen Worte zum deutlichen Bewußtsein brachten. Da stieg die Welt von ehemals wieder in mir empor, sie lebte vor mir wieder auf, ich lebte wieder in ihr und mit einem so intensiven Leben, daß vor ihm die wirklichen Eindrücke des augenblicklichen Lebens verblaßten. Der Krieg, der Schnee und die Stappemärsche während der drei Wochen, unsere beiden verlorenen Schlachten, die Schrecken der Flucht, diese Armee von Vagabunden, der ich angehörte, diese Kameraden, deren schlafende Leiber an meiner Seite zitterten, dieses Zimmer, in dem vielleicht der Verwundete mit der blutenden Faust im Todeskampfe lag — nichts von alledem existirte mehr für mich. Ich war auf dem Napoleon-Lyceum mit meinem Freunde Paul de Koncieux, mit Durost, Marquet, dem Vater Heurtault und vor allem, vor allem mit der Legende von der geheimnißvollen Cesarine. — — —

„Zum Baden!“

So hallt lang gezogen die Stimme des „Hofhundes“ durch den Korridor. Sie ruft die wenigen Privilegirten auf, die das Lyceum am ersten Donnerstag jedes Monats unter der Aufsicht des Vaters Heurtault, des Pastors, der die Krankenstuden unter sich hatte, nach den warmen Bädern sendet. Oh, man muß gut angeschrieben sein, um zugelassen zu werden!

Und das Käppi auf dem Ohr, den Schirm in die Höhe gerichtet, laufe ich nach dem Ehrenhofe, wo der Vater Heurtault philosophisch zwischen der Büste des heiligen Arnold und der Casimir Delavigne's auf- und abgehend uns erwartet.

Er ist nicht schön, der Vater Heurtault, aber er ist ein tüchtiger Mann. Zu tüchtig, denn das ermuntert uns, ihn zu verspotten. Und der Direktor sagt ihm oft:

„Sie diskretiren durch Ihre Person die Universität.“

In der That repräsentirt der Vater Heurtault in recht brockiger Weise die Universität. Er ist ungefähr 45 Jahre alt; sein Hals steckt ganz zwischen den Schultern, der

Kopf hängt auf die Brust und der Bauch auf die Beine; die Arme sind zu kurz und am Ende dieser Flügelstümpfe wie bei einer Fettgans baumeln die Hände mit den Cervelatmurst-Fingern. Mit Ausnahme seiner stumpfen Nase, auf der eine Brille sitzt, verichwindet sein ganzes, breites Gesicht unter einem gewaltigen Bart, der ehemals ganz hellblond gewesen sein mag, der aber jetzt mehr verschossen als gebleicht ist und wie ein Bündel Sumpfkrauter aussieht. Der Schädel gilt für geradezu pyramidal, aber wenige von uns Schlingeln können sich rühmen, von ihm „de visu“ zu sprechen, denn Heurault entzieht ihn eifersüchtig den neugierigen Blicken durch ein Sammetkäppchen, das er niemals abnimmt, und das er selbst unter dem Hute wie eine Art Perrücke trägt.

So wie er da ist, ist er nichts destominder der Held einer Liebeslegende, die sich von Generation auf Generation weiter-spricht; und selbst die kleinen Sextaner bezeichnen ihn gewohnheitsmäßig als Cesarinen's Bräutigam.

Diese Kleinen, die noch nicht das Privilegium der warmen Bäder genießen, kennen indessen Cesarine nur vom Hörensagen. Wir anderen, wir Großen, wir wissen mehr davon. Wir sehen doch wenigstens ihre Wohnung am ersten Donnerstag jedes Monats, wenn wir uns vor dem Parterre ihres Hauses, das dicht neben der Bade-Anstalt liegt, aufstellen. Es ist ein kleiner, niedriger Laden mit einem Schaufenster, das ganz verstaubt ist und fast gar kein Licht durchläßt. In dem Dunkel unterscheidet man nur die obersten Reihen einer Bibliothek, die bis an den Sims heranreicht. Die trüben Scheiben geben dem Laden ein trostloses Aussehen. Kein Schild an der Front giebt Kunde davon, welchem Zwecke der Laden dient. Die Front ist ganz nackt und schwarz wie der Rand eines Trauerbriefes. Nur an der Eingangsthür ist ein vergilbter Papierzettel an eine der Scheiben angeklebt, auf dem mit englischen Schriftzügen geschrieben steht: „Literarisches Kabinet.“

Wenn wir vom Baden kommen und auf die Nachzügler warten, macht es mir ein Vergnügen, eine Weile vor diesem selbstamen und melancholischen Laden stehen zu bleiben. So nahe an der Straße und so nahe den Passanten und doch so fern von allem! In einem tiefen Schweigen liegt alles da. Denn kein Lärm, kein Geräusch läßt diese Glaswand vibriren. Ich stelle mir einen Studiersaal vor, in dem kahlköpfige und bärtige Männer, wie Heurault, geräuschlos unter Aufsicht Cesarinens arbeiten.

Sie hat kein sehr mildes Gesicht diese Cesarine, so viel ich wenigstens nach einigen Malen raschen und flüchtigen Anschauens beurtheilen kann. Wenn ein Besuch heraus oder hineinging, habe ich im Dämmerlicht ein langes, dünnes Schattenbild gesehen, das ganz schwarz gekleidet war; eine eckige Figur, das Gesicht bleich und ernst. In dem Halbschatten konnte ich die Züge nicht deutlich erkennen. Uebrigens sah ich Cesarine immer nur mit über einem Buche gebeugtem Gesichte. Aber bei dieser Stellung zeichnete sich in der umgebenden Dunkelheit die hohe und gewölbte Stirn fast allein leuchtend ab. Und dieser weiße Fleck, der aus dem Schatten so scharf herausprang, nahm deshalb ganz erschreckliche Dimensionen an. Er zwang die Blicke geradezu auf sich. Und die Augen unter ihm erschienen wie zwei dunkle Löcher, so daß man an einen Totenkopf denken mußte.

(Fortsetzung folgt.)

## Kneipp und die Kneipp-Kur.

Von einem Arzte.

Von vielen Dankbaren, denen er Lebensfreude und Gesundheit wiedergegeben, mit recht betrauert, ist Sebastian Kneipp, der Parxer von Wörishofen, nach einem langen und erfolgreichen Leben gestorben. Wenn man seine begeistertsten Anhänger hört, möchte man glauben, daß Kneipp der Heilkunst neue und eigenartige Wege gewiesen hat. Dem ist nicht so. Die Wasserbehandlung ist einer der ältesten Zweige der ärztlichen Therapie und Hygiene; ja schon im alten Rom gab es einen Spezialisten auf diesem Gebiet, Asklepiades, Psychrolutor, d. i. der Kaltwasser-Doktor genannt. In diesem Jahrhundert hat lange vor Kneipp der geniale Prieknis in dem schon gelegenen, mit prächtig klarem Wasser gesegneten Gräfenberg, bei dessen Benennung jedem Wasserfreund ein wohliger Schauer überläuft, die Hydrotherapie zu neuen Ehren gebracht.

Die Aerzte haben keine Ursache, Bereicherungen ihres Könnens, wenn sie von Laien herkommen, scheel anzusehen, und thatsächlich nehmen wir das Gute, woher wir es kriegen. Es sei hier außer an Prieknis noch an Thure Brandt, der das Gebiet der Massage erheblich erweitert hat, und an Hesting mit seinen sinnreichen und praktischen orthopädischen Apparaten erinnert. Dabei ist es immer nur

die ärztliche Technik, die von solchen Männern gefördert wird, während der Ausbau der medizinischen Wissenschaft, die Erweiterung des ärztlichen Erkennens Arbeiter vom Fach verlangt. Kneipp kann sich an Bedeutung und Genialität mit den Genannten nicht messen, doch macht ihn seine Uneigennützigkeit, die Aufopferung für seine leidenden Mitmenschen, sein reines Wollen auch denen, die nicht auf seine Worte schwören, sympathisch.

Warum, wird mancher hier fragen, wenden die Aerzte die von ihnen anerkannte Wasserbehandlung im allgemeinen so wenig an? Das liegt nur zum theil an den Aerzten. Wer in allen Bevölkerungsschichten praktiziert, der weiß, wie stark noch immer der Glaube an das aus der Apotheke verschriebene und bezogene Medikament ist, und daß der Kranke anderen Mitteln oft Mißtrauen entgegensetzt. Auch sind die Angehörigen des Kranken oft zu bequem oder zu sehr beschäftigt, um selbst einfache hyriatische Prozeduren genau und gewissenhaft auszuführen. Endlich sind, wenigstens für Arbeiter, die Kosten einer Wasserbehandlung, wie Anschaffung von zweckmäßigen Tüchern und Binden, zu hoch, abgesehen davon, daß die beschränkte Wohnung ihre Ausführung erschwert. Und wollte man die Behandlung in Bade-Anstalten verlegen, so dürften die Klassen gegen eine derartige Belastung ihres Budgets Einsprache erheben.

kehren wir nach dieser Kleinen Rechtfertigung pro domo zu Kneipp zurück. Sind seine zahlreichen Erfolge wirklich ein Beweis eines außergewöhnlich großen ärztlichen Könnens? Nur bedingt. Erfolge haben viele, die Kneipp nicht das Wasser reichen können: auch der Schäfer Art in Radbruch, auch jener gewissenlos pfuschende Arzt in Düsseldorf, der jüngst verurtheilt worden ist, kann von ihnen reden. Es giebt eben unendlich viele, fast als eingebildete zu bezeichnende, Kranke, die gesund werden, sobald die Persönlichkeit dessen, dem sie sich anvertrauen, auf ihr Gemüth und ihre Phantasie mächtig einwirkt. Das ist ein Theil des Geheimnisses der Erfolge von Hypnotisireuren, Magnetisireuren und anderen Wundermännern, aber auch mancher ärztlichen Berühmtheit. Ich kenne zwei Wasser-Heilanstalten, deren Leiter nach Kneipp farixten, doch blieben ihre Erfolge weit hinter seinen zurück. Und ich fürchte, nach Kneipp's Tode wird Wörishofen nicht lange der Wunderort bleiben, der es bis jetzt war. Indessen bin ich weit entfernt, zu behaupten, daß Kneipp's Heilweise auf derselben Stufe stehe, wie die der oben genannten Mediziner. Kneipp hat — das können wir neidlos anerkennen — das Verdienst, dazu beigetragen zu haben, durch Abhärtung und einfache Lebensweise die Menschen widerstandsfähiger zu machen.

Er geht von der freilich wohl unrichtigen Ansicht aus, daß vor 50 bis 60 Jahren, in seiner Jugend, die Menschen gesünder, kräftiger und glücklicher gewesen sind als jetzt, und hält eigentlich die Lebensweise und Lebenshaltung des schwäbischen Bauern jener Zeit für die einzige richtige. Es läuft ihm da mancher Irrthum unter. So behauptet er, die Menschen hätten jetzt deshalb schlechte Augen, weil die grelle künstliche Beleuchtung sie ihnen verdorben habe; niemand könne jetzt mehr lange beim Lichte einer Anschlitzkerze lesen. Nun aber ist die Kurzsichtigkeit heute deshalb so verbreitet, weil Schule und Leben die Menschen jetzt mehr zu Bücherstudien zwingen, und die Anschlitzkerze mag man deshalb nicht, weil das Bessere eben der Feind des Guten ist. Daß ferner die allgemeine Lebensdauer länger gewesen sei, erlauben wir uns auf grund statistischer Erhebungen zu bezweifeln. — Nach dieser Lebensweise hat Kneipp auch die Diät für seine Patienten konstruirt, die einfach und nahrhaft ist, und, wie man sich wohl vorstellen kann, manchen infolge von üppiger Lebensweise verwöhnten Organismus wieder in Ordnung gebracht hat. Eine Hauptrolle in seiner Ernährung spielt die Milch und das mit dem eivweißreichen Kleber zubereitete Brot, dessen Werth längst auch von anderen Seiten gewürdigt wird. Kneipp's theoretische Eintheilung der Nahrungsmittel in drei Klassen, nach ihrem Stickstoffgehalt, hält mit seiner Praxis nicht Stich; sie ist zwar recht einfach, dafür aber oberflächlich und falsch. In die erste Klasse rechnet er vor allem die Milch, während er das stickstoffreiche Fleisch für nicht so gut, weil „Hyge erregend“, hält, in die zweite Getreidefrüchte, in die dritte Gemüse. Fette, selbst das nahrhafteste und am leichtesten verdaulichste, die Butter, hält er im Gegensatz zu allen Physiologen für unnütz, übersieht aber dabei, daß sein vornehmstes Nahrungsmittel, die Milch, eine Aufschwemmung feinsten Fettkügelchen ist und ebensoviel Fett als stickstoffhaltige Substanz (Eiweiß) enthält. Mit Recht verbietet er den Alkohol, von dessen Entbehrlichkeit, ja Schädlichkeit die Aerzte in immer größerer Anzahl sich überzeugen. Gegen den viel harmloseren Kaffee hat er einen großen Haß; schiebt er doch auf ihn, neben der sitzenden Lebensweise, die Schuld des schlechten Gesundheitszustandes so vieler Männerinnen. Auch Salz und Gewürze hält er für überflüssig und „hitzend“. — Die Bekleidung soll einfach sein, nirgends eng anliegen, die Unterbekleidung aus rauher Leinwand, nicht aus Wolle. Andere meinen das Gegenteil; doch kann man auch bei wollenem Unterszeug gesund bleiben, wenn man es nicht zu dick und zu weich wählt und genügend reinlich ist. Mit dankenswerthem Nachdruck verdammt er das Schnüren beim „Frauenvolk“.

Auf grund dieser Maßnahmen und in der guten Landluft konnte seine eigentliche Wasserkur in vielen Fällen gute Erfolge zeitigen. Besonders giftige und rheumatische Leiden, Blutarmuth, Strophulose, Fettleibigkeit, Magenleiden infolge unzweckmäßiger Ernährung, Neurasthenie und Hysterie dürften in Wörishofen oft ge-

bessert worden sein. Freilich, wenn man Kneipp's Schriften liest, so giebt es keine Krankheit, die dem Wasser und den Kräutern widerstanden hätte. Doch sind seine Diagnosen so allgemein gehalten und seine Krankengeschichten so unvollständig, daß die Erfolge nur sehr kritisch aufzufassen sind. So will er z. B. Epilepsie (Fallsucht) geheilt haben, doch wechselt er sie offenbar mit hysterischen Zuständen. Seine eigentliche Wasserkur enthält keine Abänderungen und Besonderheiten, die in der Hydrotherapie unbekannt wären. Halbbäder, Güsse, Wicel, Aufschläger, Dämpfe, Waschungen, warme Einpackungen bilden ihr Arsenal. Zu erwähnen ist nur, daß alle Prozeduren kurz dauern. Nicht übel will mir die Einführung des Barfußgehens und des Wasserretens scheinen. Wer einmal auf einer Ferienreise barfuß über eine Wiese oder in einem Bache gegangen ist, der weiß, wie ihn das erfrischt und erwärmt hat. Unterläßt wird die Wasserkur durch eine Anzahl in Form von Thee verabreichter Kräuter, die, wie er mit Unrecht annimmt, in der Medizin in Vergessenheit gerathen seien. Die ganze Methode ist so einfach, daß es einen neuen könnte, Jahre lang mit einigem Bemühen Medizin studirt zu haben, während doch das allein selig machende Kneipp'sche System in wenigen Wochen zu erlernen ist.

Mit der Erklärung seiner therapeutischen Erfolge und des Wesens der Krankheiten machte sich Kneipp nicht viel Kopfzerbrechen. Warme Einpackungen „zertheilen und lösen auf“ Halbbäder und Güsse „treiben aus und kräftigen die Natur“. Warum? Nun eben, weil die einen eine zertheilende, die anderen eine kräftigende Wirkung haben. Seine Erklärungen erinnern an das Molière'sche Doktor-Examen, in dem ein Kandidat auf die Frage, warum man nach Opium schlafe: antwortet: wegen seiner schlafmachenden Kraft. Kneipp selbst macht übrigens keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit; er bekennt offen, es nie für nöthig gehalten zu haben, sich viel mit der Medizin abzugeben. Daher legt er auch keinen Werth auf die Erkennung der Krankheit. Ob das Leiden hysterisch ist oder nicht, meint er in einem Falle, sei ihm gleichgiltig; er sei überzeugt, daß es von Blutstodung komme. Von Blutstodungen und schlechten Säften rührt nämlich seiner Ansicht nach alle Krankheit her, doch giebt er keine genaue Vorstellung davon. Dabei muß ich an seine markigen Worte denken: „Wer mir das, was ich hier gesagt habe, nicht glauben will, der thue, wie er mag, ich mache es auch so, und damit basta.“

Daß er bei diesen Anschauungen die Lehre von den Krankheitsursachen nicht gefördert hat, ist begründet. Um dem Leser die Entstehung der Krankheiten zu erklären, bringt er bei jeder einen Vergleich an. Vergleiche sollten eigentlich nur in der Poesie gestattet sein, in der Wissenschaft verwirren sie und verschleiern sie die Thatfachen. Das trifft bei Kneipp's Gleichnissen, die oft sehr hinken, besonders zu. Im übrigen ist seine Schreibweise einfach und spricht oft zu Herzen; sie verleugnet auch sonst den Priester nicht, da sie an die Gläubigkeit des Lesers hohe Anforderungen stellt. Doch, wenn einer wirklich etwas lernen will, thut er gut, ihn nicht zu lesen. Kneipp giebt in seinen Schriften Wahres, Halbwahres und ganz Falsches durcheinander und befördert auf diese Weise die Halbbildung. Besser aber ist es, keine Ansicht über eine Sache haben, als eine verschwommene und halbrichtige, besser Unbildung als Halbbildung. Der Ungebildete ist wie ein reines, unbefruchtetes Blatt, auf dem man leicht und deutlich schreiben kann, der Halbgebildete wie ein mit vielen durchgeirichten und unleserlichen Sätzen beschriebenes, könnte man in Kneipp'scher Vergleichsweise sagen. Wer sich jedoch sehr für Kneipp interessiert, mit Kritik zu lesen versteht und gegen religiöse Seitenblicke nichts einzuwenden hat, findet in „So sollt Ihr leben“ die Summe seiner Lehren und darunter vieles Beherzigenswerthe. Dabei wird gewiß dem Leser auffallen, daß der Pfarrer von Wörzshofen mit ärztlichen und besonders chirurgischen Körperhäden das gemeinsam hat, daß man ihn nur von seinen Erfolgen, nicht von seinen Mißerfolgen sprechen hört. Und doch wären die Mißerfolge oft mindestens ebenso lehrreich! —

Hat nun Sebastian Kneipp für den modernen Arbeiter besondere Bedeutung? Kaum. Kneipp, der selbst nicht in der großen Stadt gelebt hat, überieht, daß viele Krankheiten durch Lebensbedingungen und Erwerbsarten hervorgerufen werden, gegen die auch die schönsten Halbbäder, ja auch Luft und Licht, selbst, wenn sie so einfach zu beschaffen wären, nicht viel nützen. Mäßigkeit und Abhärtung ist für jeden wichtig, auch für den Arbeiter. Das weiß er und, um ihm das zu sagen, braucht kein Geist vom Grabe herzukommen. Aber zur Heilung aller physischen Gebrechen ist heute noch mehr und anderes nöthig. Wasser thut's da nicht allein, auch nicht mit Kräutern. —

### Kleines Feuilleton.

— Das Wetterschießen. Vor einiger Zeit wurden in Unter-Steiermark bei Windisch-Feistritz Versuche mit dem Wetterschießen gemacht und diese haben ein für die Landwirtschaft sehr günstiges, vielverheißendes Resultat ergeben, indem durch starkes Schießen die weiter- und hageschweren Wolken thatsächlich zertheilt wurden. In-

\*) Für die Bekanntschaft mit den Elementen der Gesundheitslehre ist das lehrreiche, wenn auch nüchtern geschriebene „Gesundheitsbüchlein“, vom Reichs-Gesundheitsamt herausgegeben, zum Preise von 1 M. zu empfehlen.

solge dessen hat, wie aus Graz berichtet wird, die steiermärkische Sparkasse in einer Eingabe an das Ministerium um Ueberlassung von ausrangirten Kanonen ersucht, um Versuche in größerem Maßstabe mit dem Wetterschießen gegen Hagelschlag anstellen zu können. Die steiermärkische Sparkasse hat nun vom Ackerbau-Ministerium die Erledigung dieses Gesuches erhalten. In derselben heißt es unter anderem, daß die Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus die in Steiermark vorgenommenen Versuche mit dem Wetterschießen keineswegs als Unsin oder aller wissenschaftlichen Voraussetzungen bar, noch als fruchtlos bezeichne, da durch die Insterschütterung und durch den aufsteigenden Rauch die Kondensationsvorgänge in der Atmosphäre doch einigermaßen beeinflusst werden. Die Zentralanstalt meine jedoch, daß sie nicht in der Lage sei, ein bestimmtes Urtheil abzugeben. Infolge der Befürwortung seitens des Ackerbau-Ministeriums hat sich, wie schon gemeldet, das Kriegsministerium bereit erklärt, der steiermärkischen Sparkasse zu Versuchszwecken vier Stück 10 Centimeter-Kanonen Nr. 68 sammt den zum Blindschießen erforderlichen Geschütz-Ausrüstungsgegenständen leihweise zu überlassen. — Nun, vielleicht findet das vielgeschmähte „Wetterschießen“ auch noch Anerkennung. —

### Theater.

— In Ungarn will der Minister des Innern die magyarischen Provinzschmieren „verstaatlichen“; 150 000 Gulden sollen zur Subventionirung der Provinz-Schauspieltruppen verwendet werden. Die wandernden Schauspieler sollen außerdem zwei Intendanten erhalten. — Es handelt sich augenscheinlich um ein neues Magyarisierungsmittel. —

### Musik.

— Ueber das Geheimniß der Cremoneser Geigen schreibt Karl August Völker aus Hannover in der „Zeitschrift für Instrumentalbau“ folgendes: „Ich habe meine halbe Lebenszeit daran gesetzt, um das Räthsel zu ergründen und zu lösen. Bekanntlich ist es die menschliche Stimme selber, welche die reinsten und vollendetsten Töne zu entwickeln vermag, sie ist allen Instrumenten überlegen, folglich muß es unser Bestreben sein, möglichst der Menschenstimme nahezu kommen. Dieses verstanden die alten Meister außerordentlich; deshalb ist es auch für uns von größter Wichtigkeit, die Klangfarbe des Instrumentes, welche auf unser Gehör wirkt, genau zu bestimmen und zu treffen. Dies läßt sich nur durch die Form der Wölbung erreichen. Der Votal a des Italiensers ist es, wonach Guarneri und Stradivari gebaut haben. Ihr weittragender Ton entsieht dadurch, daß ihre Geigen rein auf a klingen, da bekanntlich der Votal a in seinen zahlreichen, harmonischen Obertönen auf die größte Entfernung gehört wird. Geigen, die auf e klingen, haben lange nicht den Wohlklang und die Tragfähigkeit. Der Rusiker bezeichnet solche Instrumente, indem er sagt: „Der Ton ist nicht italienisch“ oder „der Ton ist zu spitz“ (hell). Dadurch, daß ich die Geigen genau wie die alten Meister 2 1/2 Millimeter stark baute und so wie sie modellirte, erzielte ich Geigen, die den höchsten Anforderungen entsprachen. Einige Winke mögen hier folgen. Ich habe ausdrücklich das italienische a betont. Wir Deutsche haben wenig Gelegenheit, ein gut klingendes a zu hören. Bei uns in Norddeutschland klingt das a nach ae, in Mitteldeutschland nach o. Wer nicht in der Lage ist, ein gutes, reinklingendes a zu bilden, muß sich durch Gesangsünstler unterstützen lassen. Ist die Klangfarbe zu hell, so muß die Wölbung höher modellirt werden, bei Guarneri und Stradivari nicht über 15 Millimeter Decken- und 15 Millimeter Bodenwölbung, 30 Millimeter Zargen, also zusammen 60 Millimeter hinausgehen. Durch Anfügen des Bodens und der Decke nach der Modellirung und Ausarbeitung kann man durch die Schwingungen der Resonanz die Klangfarbe feststellen; noch besser ist sie festzustellen nach Vorklendung der Geige mit Hilfe eines Kunstsängers. Singt die Geige rein auf a, so ist dieselbe als gelungen zu betrachten und vollständig den alten Cremoneser Instrumenten gleich. Daß die Geigen einen vorzüglichen, geschmeidigen Lack verlangen, ist selbstverständlich.“

— Wie „Le monde artiste“ berichtet, hätte der amerikanische Opern-Intendant Danrosch für den „Parfival“ eine Million Mark geboten. Frau Wagner habe aber die Offerte abgelehnt. —

### Völkerrunde.

— Ueber Menschenopfer beim Begräbniß der Neger am portugiesischen Sahel berichtet ein Brief des Pater's Raynhardt in „Kreuz und Schwert.“ Zu dem Geistlichen kamen eines Tages zwei flüchtige Sklavinnen, von denen die eine als Grund der Flucht angab, ihr Herr habe eine Bona, d. h. den Erinnerungstag eines Verstorbenen, halten wollen und habe, um in das Kafferbier Blut mischen zu können, ihr den Hals abschneiden wollen. „Was“, sagte ich zu meinem Begleiter, einem erfahrenen Christen, der mir über die Gebräuche und Sitten dieser Völker viele ethnologische Aufschlüsse gab, „braucht man bei der Bona auch Menschenblut? Du sagtest mir doch, daß man dabei in das Kafferbier Ziegenblut mischt?“ „Es ist wahr“, sagte er, „man mischt in das Kafferbier Ziegenblut; aber wenn der Mann sehr reich ist und viele Sklaven hat, wie der Häuptling Matekaha in Zumbo, dann nimmt er Menschenblut.“ Im weiteren Gespräch brachte der Pater noch heraus, daß man beim Begräbniß eines reichen Negers nicht nur Menschenblut in das Kafferbier

mischt, sondern ihm auch einige Sklaven in die andere Welt zuschickt. Ein reicher und mächtiger Negler wird dort in folgender Weise begraben: Man tödtet zwei Sklaven und legt ihre Leichen ganz unten ins Grab, dann legt man den Verstorbenen hinein, tödtet wiederum zwei Frauen und legt sie über ihn, dann wird das Grab verscharrt. —

**Aus dem Thierleben.**

— Selbstverstümmelung bei Stabheuschrecken studierte Edmond Bodge an zwei auf Reunion und Isle de France häufigen Arten (Monandroptera inuncans Serv. und Raphiderus scabrosus Serv.) und fand sie besonders stark bei den jungen Larven und Nymphen dieser Phasmen entwickelt. Sobald er bei jungen Larven das äußere Ende des Beines stark drückte, erfolgte fast immer in einem Zeitraum von einigen Zehntel bis 3 oder 4 Sekunden die Abwerfung des Gliedes, und zwar konnten nach einander alle sechs Beine so zur Ablösung gebracht werden. Bei den etwas älteren Larven und den Nymphen erfolgte die Autotomie manchmal noch leicht genug, manchmal aber trat sie nur unregelmäßig oder gelegentlich ein, wie bei den erwachsenen Gespenstheuschrecken. Wärmewirkungen brachten die Beine nicht so leicht zur Ablösung, als Einpressen oder Reifen, und manchmal ließ sich mit einem brennenden Streichholz das ganze Bein verkohlen, ohne daß es sich ablöste, während z. B. bei Krebsen und Krabben Hitze und chemische Reize ebenso schnell das Abwerfen hervorrufen, wie mechanische Reize. Auch ein schnelles Durchschneiden des Oberschenkels bringt nicht wie bei unserer grünen Springheuschrecke die Ablösung des Stumpfes hervor. Im Freileben wurde eine solche Abwerfung manchmal durch die Bisse einer Ameise (Plagiolopis longipes Forel), besonders an den Vorderbeinen, hervorgerufen. Sie ließ sich aber noch leichter durch mechanische Eingriffe bewirken, besonders bei den Weibchen, welche die beträchtliche Länge von 20 Zentimetern erreichen. Daß die Ablösung bei den Larven leichter erfolgt, als bei den ausgewachsenen Insekten, hängt offenbar damit zusammen, daß sich bei ihnen die Beine auch leichter wieder erzeu- gen, als bei den letzteren. Oft wächst auch nur ein Bein in ver- längter Gestalt oder mit drei statt vier Tarsengliedern nach, was zu Mißverständnissen bei der Klassifikation Anlaß gegeben hat. (Compt. rend.)

**Medizinisches.**

—k. Ueber das Koch'sche Schutzmittel gegen die Kinderpest wird aus Pretoria geschrieben, daß, nachdem das Urtheil über den Werth oder Nichtwerth der Koch'schen Methode lange Zeit hin- und hergeschwankt habe und die Mißerfolge bald auf Rechnung einer unrichtigen Anwendung der Koch'schen Vorschriften, bald auf Fehlerhaftigkeit der Koch'schen Methode selbst geschoben wurden, die Kap-Regierung jetzt die Ein- stellung der Impfungen verfügt hat, nachdem vorher noch auf einer größeren Farm mit allen Vorsichtsmaßregeln Ver- suche angestellt worden waren. Dem aus Pretoria eingegangenen Bericht zufolge hat die Koch'sche Methode nicht das geleistet, was sich der Entdecker von ihr versprochen hatte, denn die Kinderpest schreitet unauffällig weiter und verschont weder ungeimpfte noch geimpfte Thiere. —

**Meteorologisches.**

— Der Wirbelsturm, der vor einigen Tagen in der Um- gebung von Paris so großen Schaden angerichtet, wurde von der meteorologischen Station in Añnières, die ihn, da er über sie hinweg ging, genau beobachten konnte, für eine Win- d- hofe erklärt. Bis jetzt war die Beobachtung derartiger Natur- ereignissen durch meteorologische Institute ein seltener Fall. Die Windhofe bewegte sich von Westsüdwesten in ostnordöstlicher Richtung über das nördliche Seine-Departement. Sie hatte eine Breite von 2-300 Metern und eine Länge von mehreren Kilometern. Die Personen, die sich im Zentrum des Wirbelwindes befanden, hörten ein Geräusch ähnlich demjenigen eines in voller Fahrt befindlichen Schnellzugs. Das Barometer fiel, als der Kern der Windhofe über die meteorologische Station in Añnières hinwegging, plötzlich von 754,8 auf 746,8 Millimeter und stieg dann sofort wieder. Ein nur 500 Meter entferntes zweites Barometer ging nur ganz un- bedeutend herunter. Die Geschwindigkeit des Windes betrug an dem betreffenden Tage von 10 morgens ab in Añnières 7 Meter in der Sekunde. Als die Windhofe passirte, trat für zwei Minuten Windstille ein, dann zeigte der Windmesser des In- stituts 80 Meter in der Sekunde. Auf dem Eiffel-Thurm wurde an jenem Tage abends 6 Uhr 37 Minuten ein Maximum der Windgeschwindigkeit von 35 Metern in der Sekunde beobachtet. —

**Technisches.**

— Der schwächste Metalldraht, der noch viel feiner ist als menschliches Haar, wird dem "Metallarb." (Wien) zufolge in Taunton, Mass., und zwar in der Dike von 1/500 englischem Zoll, fabrikmäßig hergestellt. Gewöhnlicher Draht bis zu den üblichen kleinsten Dicken wurde bisher durch Löcher in Stahlplatten gezogen, zum Ziehen des neuen Gaadrahtes reicht dieses Hilfsmittel jedoch nicht mehr aus, weshalb die Taunton Factory hierzu gebohrte Diamanten benutzt. Bei diesem neuen Verfahren scheint die Haupt- schwierigkeit nicht im Drahtziehen selbst, sondern im Bohren der feinen Löcher in den Diamanten zu liegen. —

**Humoristisches.**

— Der ewige Patient. In Madrid lebte, wie der "Imparcial" erzählt, ein Handlungsreisender Namens Lopez, der seine 120 Kilogramm wog. Da er befürchtete, auf der Eisenbahn das doppelte Fahrge-ld zahlen zu müssen, wünschte er schlank zu werden. Der vorzügliche Spezialist Dr. A. rieth ihm, weite Spazier- gänge zu machen, und wirklich verlor er dadurch in einem halben Jahre beinahe 30 Kilo und war wieder ein normaler Mensch ge- worden. Aber durch die behändigen Spaziergänge, an die er nicht gewöhnt war, zog er sich eine Geschwulst der Füße zu. Der be- rühmte Spezialist Dr. B. rieth ihm, täglich eine Zeit lang die Füße in feuchte Erde zu stecken. Dieß Mittel hatte einen großartigen Er- folg für die Füße, leider zog er sich dadurch einen Kehlkopfatack zu. Glücklicherweise gab er sich in die Kur des Spezialisten Dr. C., der durch sein in den Jahrbüchern der Heilkunde mit recht gepriesenes elektrisches Verfahren den Kehlkopf vollkommen wieder- herstellte. Nur litt der arme Lopez seit dieser Zeit an Nerven- störungen, Halluzinationen und Schlaflosigkeit. Er befragte also den hervorragenden Spezialisten Dr. D., der ihn mit Brom behandelte und seine Nervenkrankheit vollkommen kurirte. Aber ach! Das Brom hatte ihm den Magen ganz zu grunde gerichtet. Was blieb ihm übrig, als zu dem Spezialisten Dr. E. zu gehen, der durch seine vorzügliche Mastur den Magen in einem halben Jahre wieder in Ordnung brachte. Was geschah aber da? Herr Lopez fing infolge der Mastur wieder an dick zu werden und gestern Nachmittag, o Graus! wog er wieder seine 120 Kilo. Jetzt kann er wieder von vorn anfangen. —

— Das schwergekränkte Herz einer Chefrau macht sich im "Üb. Stadtbl." durch folgende Worte Luft. "Und wär ich der Herrgott, so ließ ich auf Erden zu Dornen und Disteln die Hez- und Sausfrüder werden. Da verzehrte sie der Esel und 's hätte keine Noth und 's weinte sich mancher die Augen nicht roth. — Ich erkläre hiermit meinen Mann als einen erbärmlichen Rodanmacher, Verschwender, Erzlägner, Spötter, Schradtschneider und Erztrunkenbold, dem muß Luzifer sämtliche Alten schon an der Wiege gefangen haben, sonst wäre er nicht in alles so eingeweicht. Doch was betrübst du dich arme Seele, hoffe auf jenseits, denn unser Herrgott hat in seinem Thiergarten verschiedene giftige Würmer rumlaufen, von denen mancher noch keine dunkle Ahnung hat. — Sollte jemand etwas einzunwenden haben, der melde sich zu rechter Zeit und an rechter Stelle." —

**Vermischtes vom Tage.**

— Schierling statt Peterfilie hat in M.-Glabbach eine Kutscherfamilie gegessen. Die Mutter des Kutschers ist gestorben, die anderen sechs Personen befinden sich noch in Lebensgefahr. —

— Pfarrrer Kneipp fragte jeden Kranken nach Stand und Vermögensverhältnissen, um danach die Gebühren zu bemessen. Einer Patientin, die sich als Hofdame einer deutschen Großherzogin zu er- kennen gab, bemerkte er darauf: "Also a Dienstdiener! Böhlt nie!" —

— Der Kunstmaler Karl Herpfer aus München ist im B' rthsee ertrunken. —

— In Wien wurde der Besitzer eines verrufenen Hotels von einem jungen Goldarbeiter, mit dem er ein unsittliches Verhältnis unterhielt, in der Nacht erschossen. Der Thäter verwundete sich dann selbst so schwer, daß er nach einigen Stunden farb. —

— Zu einer Demonstration kam es am Mittwoch in K r a k a u e r Sommertheater bei Aufführung des Stückes: "Die Versucher des Volkes". Da in dem Nachwerke die Sozialdemokraten als Diebe und Brandlegler hingestellt wurden, erhoben sich die anwesenden Genossen und erzwangen durch ihren Protest, daß die Vorstellung abgebrochen wurde. Der Verfasser des Schandstückes ist der Krakauer Staatsanwalt Kalitowski. —

— Im Karst wüthete am Sonntag eine starke Bora. Wein- gärten und Obstkulturen wurden stellenweise gänzlich vernichtet. —

— Nach einem Akt des Stadthauptmanns von B u d a p e s t dürfen in den dortigen Singspielhallen nur ungarische Staatsbürger angestellt werden. Ferner sollen von Stücken, welche sich für die Theater eignen, täglich nur zwei gegeben werden, mindestens eins davon muß in ungarischer Sprache gespielt werden. Die Auf- führung der beiden Stücke soll nicht länger als 3/4 Stunden in An- spruch nehmen. —

— Das dänische Schiff "Phönix" ist auf der Reise von New-York nach Port Natal mit der ganzen Besatzung unter- gegangen. —

c. e. In Dorpat erschof ein Student seine Zimmerwirthin und tödtete sich darauf selbst. —

c. e. In der Nähe von Tiflis (Kaukasus) gerieth ein Wagen, auf dem 19 Dragoner saßen, in einen angeschwollenen Fluß. Sämmt- liche Soldaten ertranken. —

— Amsterdam, 20. Juni. Infolge starken Sturmes gingen 50 Fischerbarken unter. Der Schaden, den das Unwetter an der ganzen holländischen Küste angerichtet hat, ist außerordentlich groß. Besonders litten das Vieh und die Feldfrüchte. —

— In Sydnezy wurde ein gewisser Butler zum Tode ver- urtheilt. Er überredete eben angelommene Einwanderer zu einer Reise in die Bergwerks-Gegenden, ermordete sie an einer entlegenen Stelle und heraubte sie. Butler war nach San Francisco geflohen war aber ausgeliefert worden. —